



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Knies, Richard: Karl Salzer : ein Roman : (Zweite Fortsetzung).4.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Zweite Fortsetzung)

4.

Die Kinder draußen haben sich verlaufen. Etliche ziehen hinter einem Schornsteinfeger her und singen den Spottvers:

Schornstefeger, freideweiß,
Nach mer mol mei Stübche weiß!

Als sie aber sehen, daß sich an dem Schmiedehaus das Tor öffnet, rennen sie wieder dorthin. Karl kümmert sich nicht um ihre neugierigen Blicke und geht an ihnen vorbei durch die Untergasse, dann die steile Berggasse hinauf, die auf die gerade Gasse stößt. Von der Ecke hat man nicht mehr weit zum Schloß, wo den Krankenschwestern noch aus den Tagen des letzten Herzogs von Dalberg ein Flügel eingeräumt ist für Wohnung und Kleinkinderschule. Man muß durch das schöne kunstgeschmiedete Tor, wenn man hinauf will zu den Nonnen, die den ersten Stock inne haben, während die Wohnung gleicher Erde dem Pförtner dient.

Karl öffnet das kreischende Eisentor und tritt ein. Er hört den Schloßpförtner, der nebenbei noch Schuster ist, sein Leder klopfen. Es schallt laut und echomäßig, denn die Stuben sind schon eher Säle. Dann geht er die ausgetretenen Stufen der steinernen Vortreppe hinauf, durch den geräumigen Flur und über die von den Nonnen sauber gefegte Holzstiege.

Oben befällt ihn eine Beklommenheit. Zum erstenmal seit den Tagen seiner frühesten Kindheit ist er wieder einmal da heraufgestiegen. Vor dem Glasabschluß bleibt er stehen und verpustet seine Beklommenheit. Ganz will sie aber nicht weichen. Zaghaft greift er nach dem Glockenzug, der in einem Kreuz aus starkem Eisenblech als Griff endet. Bei der Berührung des kalten Metalles erschrickt er und zieht die Hand wieder zurück. Er bekommt Herzklopfen.

Nun hört er drinnen Schritte, die sich der Glastüre nähern. Rasch zieht er jetzt die Glocke.

Es wird geöffnet.

Eine Nonne erscheint in dem Spalt. Schwarze Kleider, darüber eine blaue Hausschürze gebunden. Um den Hals einen weißen brettsteif gestärkten breiten Kragen. Auch die Stirne ist durch einen gestärkten Leinwandstreifen verdeckt, ebenso ist es mit den Wangen bis zu den Backenknochen.

Karl grüßt die Nonne. Er kennt sie. Gott sei Dank, es ist keine von den jungen, sondern die alte Schwester Euphrosyne, die schon lange Jahre im Dorfe ist und ihm die Schulschwester war. Sie hat schon Runzeln und Falten in dem welken, flaumigen Gesichte.

„Gelobt sei Jesus Christus, Schwester Euphrosyne!“

Sie antwortet sehr kühl:

„In Ewigkeit!“

Sonst pflegt sie alte Schüler, die zu ihr kommen, sehr freundlich zu empfangen. Aber auch in die Stille ihres Nonnenhauses ist bereits die Kunde von dem Selbstmord des Schmiedes gedrungen.

„Na, was willst du?“

Sie wollte auch den Vornamen des vor ihr Stehenden hinzufügen, aber es gelingt ihr im letzten Augenblicke noch, das Wörtchen Karl rasch zu verschlucken.

Dieser antwortet immer noch beklommen:

„Ei, Schwester, unser Sophie ist ganz plötzlich so krank worden; sie schwärzt ganz irr, und es muß beständig jemand bei ihr am Bett hocken, und die Tante hat doch jetzt so viel Arbeit!“

Bei den letzten Worten schießt dem Burschen die Röte ins Gesicht und eine herbe Reize in die Augen. Er schluckt ein paar Mal und fährt dann fort:

„Da sollen Sie so gut sein und eine Krankenschwester zu uns schicken!“

Ein verächtliches Zucken geht über das Gesicht der Nonne. Sie gibt dem Bittenden zur Antwort:

„Ja, es tut mir leid, Lieber, aber in so ein Haus kann ich doch nicht gut eine Schwester schicken. Denk einmal, so ein Tod! Es gibt keine größere Sünde als diese; ein armer schwacher Mensch greift dem Ratsschlusse Gottes vor. Es tut mir leid, aber es geht nicht!“

„Aber, Schwester!“ erwidert Karl in scheuer Demut, „da kann doch unser arm Sophie nirgends dafür! Das ist doch dem armen Mädel so auf die Nerven geschlagen! Schicken Sie doch eine Schwester; sie soll sich doch nur zu der Sophie setzen!“

Die Nonne schüttelt den Kopf, und Karl legt noch einmal eine ganze Inbrunst von Flehen in das eine Wort:

„Schwester!“

Und wieder antwortet diese:

„Es geht nicht! In das Haus von einem verbrecherischen Selbstmörder kann ich keine Schwester schicken!“

Wie Karl das Wort verbrecherisch hört, verläßt ihn der Respekt vor der Rutte, der ihn die ganze Zeit noch beherrscht hat. Sein Zähzorn bäumt auf und geht mit ihm durch. Er ballt die Faust, zückt sie in die Höhe, so daß die Nonne erschreckt zurückweicht, und wettert dann los:

„Dann laß es bleiben, du, du, du, du, du . . . Nonn! Wer weiß, wie dir's noch geht!“

Die letzten Worte hört die Nonne hinter der Glastür, die sie in der Furcht vor dem jungen Burschen rasch zugeworfen hat.

Ehe Karl sich wieder zur Stiege wendet, tritt er mit seinen schweren genagelten Aderstiefeln noch einmal wider die Tür, daß die Glasscheiben klirren. Dann poltert er hinab. Die Schnallen an seinen Schuhen rasseln wie Sporen.

Der Schuster-Pförtner hat das wütende Gebrüll gehört und ist aus seinem Zimmer heraus in den Flur getreten. Er hält seine grüne Arbeitsschürze zusammengegriffen, damit die Ledersehnägel nicht auf den Boden fallen und ihn verunreinigen.

„Na na!“ sagt er, als er den jungen Salzer erblickt, „was geht denn da für sich? Was ist denn das für ein Gefreisch in einem anständigen Haus?“

Karl stürmt an dem Manne vorbei, reißt die Haustür auf und schreit dazu:

„Laßt mir meine Ruh, Markert! Wenn Ihr was schaffen wollt, nehmt Euern Knieriemern und meßt ihn mal der Nonn da droben an, dem miserablen Weibsbild!“

Und draußen ist er und rast die Berggasse hinunter. Die Leute, die ihm begegnen, stellen sich auf die Seite und schauen ihm kopfschüttelnd nach. Seine Wangen sind hochrot, und die Augen gehen in wildem Feuer. Die Fäuste sind geballt, und die Arme stoßen beim Laufen vorwärts und wieder zurück wie die Kolbenstangen einer Lokomotive. Toll wirbeln in seinem Hirn die Gedanken durcheinander. Er kann nichts denken, aber das weiß er, daß ihm keiner mit einem verkehrten Worte in die Quere kommen darf. Er wird einen solchen Kerl zusammendreschen wie mürbes Stroh.

Erst als er in die Untergasse einbiegt, beruhigt er sich ein wenig und verlangsamt er seinen Lauf. Was wird wohl Tante Settchen sagen, wenn er ihr von dem Benehmen der Schwester Euphrosyne erzählt? Tante Settchen, die so viel auf Frömmigkeit hält?

Mit verstörtem Gesichte tritt er in die Stube zu Tante und Schwester. Die Tante fragt:

„Na, Bub, kommt sie?“

Karl schüttelt nur den Kopf.

„Sie kommt net?!“

Großes Erstaunen liegt in dem verwelkten Altjungferngesichte.

Der Nefse schüttelt abermals verneinend den Kopf, und Tante Settchen fragt wieder:

„Warum kommt sie net? Untertag brauchen die doch net viel auszugehen, und aweil sind zudem garnet viel Kranke im Ort!“

Der Bursche deutet mit dem Kopfe nach der Zimmerdecke, darüber der tote Vater liegt. Tante Settchen versteht. Sie sagt nur mit einem schmerzlichen Bücken um den Mund:

„Ah, derntwegen!“

Karl schickt einen besorgten Blick auf die Schwester, die das Gespräch mit ihrem fortwährenden Nachen und Grinsen begleitet, und fragt:

„Was sollen wir jekert machen?“

Tante Settchen will die Märgen, die Tagelöhnerin zu der Kranken setzen und fragt den Burschen, wo die Frau sei.

„Na ja, wenn sie heimkommt, kann sie bei dem Mäde bleiben. Und du mußt jetzt noch einmal zum Doktor gehen. Man kann das net so anstehen lassen. Und dann muß er überhaupt einmal herbei. Schon derntwegen!“

Und nun deutet Tante Settchen mit dem Kopfe nach der Zimmerdecke, darüber der Tote liegt.

„Ich geh net gern zum Doktor, Tante! 's ist dir aber auch gar zu dumm, daß der grad beim Schmied Reinig wohnt!“

Als Sophie das Wort Schmied hört, wird das Loben wieder lebhafter. Sie lacht grell und spiz und ruft nach ihrem Vater, und nach dem Weggange Karls muß Tante Settchen eine Viertelstunde das Wort Vater in ihre Ohren gellen lassen. Sie sucht vergebens, das Mädchen zu beruhigen. Mit einem tiefen Seufzer läßt sie sich auf den Stuhl sinken, greift in ihre Rocktasche und wühlt darin herum; sie sucht nach ihrem Rosenkranz. Wo Menschen nicht mehr helfen können, fleht man zu Gott um Hilfe.

Tante Settchen küßt das kleine Kreuzchen am Rosenkranz, nimmt es zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten und der linken Hand, während sie die Perlen in der inneren Handfläche der rechten Hand hält, und dann betet sie den schmerzhaften Rosenkranz. Jesus, der für uns Blut geschwitzt hat. Der für uns ist gegeißelt worden. Der für uns ist mit Dornen gekrönt worden. Der für uns das schwere Kreuz getragen hat. Der für uns ist gekreuzigt worden.

Der schmerzhaft Rosenkranz paßt jetzt am besten in ihre Lage. Der kirchlichen Zeit nach müßte man ja den glorreichen beten.

Während des Gebetes rollten ein paar ganz stille Tränen über ihre welken Wangen, ganz stille und ganz wenige. Denn Tante Settchen — jeder im Dorfe nennt sie so — Tante Settchen ist keine Greinerliche und Sentimentale. Sie hat in ihrem fünfzigjährigen Leben viel Ursache gehabt zum Weinen, aber sie hat gemerkt, daß das viele Weinen dumm macht und die Seele zermürbt; denn Tränen zerfurchen ebenso sehr die Seele wie das Gesicht.

Tante Settchen seufzt und murmelt:

„Gott, geb ihm die ewig Ruh und leucht ihm mit deinem ewigen Licht. Amen!“

Während ihres Gebets ist der Arzt eingetreten.

„Tag, Fräulein Settchen!“ grüßt er freundlich. „Na, was passiert denn da nicht noch alles?“

„Da, Herr Doktor, betrachten Sie sie mal, ich glaub als, 's ist aus mit ihrem Verstand!“

„Owo, owo, owo!“ beruhigt der Arzt und tritt an das Bett, auf dessen Rand er sich setzt, um der Kranken den Puls zu fühlen. Sophie aber, wehrt sich heftig gegen jede Berührung, sträubt sich und schreit, daß das nicht ihr Vater sei, und nur ihren Vater wolle sie. Der Arzt beschwichtigt. Doch seine Worte sind vergebens. Tante Settchen und Karl müssen das Mädchen festhalten, damit der Mann die Temperatur messen kann. Sie ist nicht sehr hoch, kaum Fieber zu nennen. Er zieht die Stirnhaut hoch, steht auf, nimmt den Kopf der Kranken zwischen die Hände und schaut ihr in die Augen. Dann sagt er seufzend:

„Sie können schon recht haben, Fräulein Settchen. Am besten ist die sofortige Unterbringung in eine Anstalt. Vor allem: nach Möglichkeit jede Aufregung von

ihr fern halten. Und das eingeben, was ich jetzt verschreibe. Der Junge kann's ja gleich holen in der Apotheke zu Worms. Geben Sie zuerst ein ganzes Pulver; ich denke, sie kann daraufhin einschlafen. Kommt's nicht dazu, geben Sie noch ein halbes; hören Sie: nur ein halbes!"

Bei den letzten Worten holt er einen Füllfederhalter aus der Westentasche hervor, entnimmt seiner Briefmappe ein schmales Rezeptformular und beschreibt es.

Tante Settchen aber kommt in eine Unruhe; sie möchte den Doktor etwas fragen und getraut sich nicht recht. Sie wird verlegen und atmet schwer. Erst als der Arzt das Rezept zusammenfaltet, faßt sie allen Mut zusammen und redet den Mann an:

"Herr Doktor, ich möcht Sie nur etwas fragen!"

"Na, Fräulein Settchen, was haben Sie noch auf dem Herzen?"

"Herr Doktor, ich versteh ja nix von der Wissenschaft, aber ich wollt nur mal fragen, ob Sie uns net die groß Schand ersparen könnten?"

Karl, der in der Ecke zwischen Bett und Wand sitzt, horcht auf.

"Sie wissen doch, mein armer Schwager wird net kirchlich beerdigt, wenn wir net nachweisen, daß er das in der Geistesgestörtheit getan hat. Könnten Sie mir net einen Schein ausstellen für den Herrn Pfarrer? Ich mein doch, wenn ein Mensch einmal zu so einem Schritt kommt, müßt er net mehr ganz gescheit sein; hä, Herr Doktor?"

Nun ist der Bursche in seiner Ecke voller gespannter Aufmerksamkeit. Da hat er noch gar nicht daran gedacht. Tante Settchen, die allzeit Besorgte, die denkt an alles.

"Dja, Fräulein Settchen!" entgegnet der Arzt und zuckt die Schultern, "das ist so ne Sache. Menschlich genommen, möcht ich Ihnen schon helfen . . ."

Karl weiß schon, daß es schwer fallen wird, von dem Arzt den gewünschten Schein zu erhalten. Eine Feindschaft gegen den Mann, der dem Vater die christliche Grabehre verweigern wird, springt wie ein zuckender Funke in ihn. Er möchte den Doktor nehmen und die Nonne mit ihm totschlagen. Er knirscht mit den Zähnen.

"Dja, menschlich genommen, möchte ich Ihnen ja schon helfen. Aber ich glaube nicht, daß ich Ihren Wunsch erfüllen kann!"

Karl steht auf und geht aus dem Zimmer; er kann das nicht mehr anhören. Wie wird man den Vater begraben?

Im Hofe hilft er dem inzwischen mit den Gurken angefahrenen Gesellen die Säcke abladen und ausleeren. Die Haufen auf der Scheuertenne werden höher.

"Nein!" sagt der Arzt im Zimmer zu Tante Settchen, "ich glaube nicht, daß ich Ihren Wunsch erfüllen kann. Ich habe gestern mit ihm gesprochen, und da war er nichts weniger als geistesgestört, nicht einmal unvernünftig war er. Sagen Sie mal selbst, Fräulein Settchen, hat er in den letzten Wochen einen anderen Eindruck auf Sie gemacht als früher?"

"Na, Herr Doktor, das ist und bleibt wahr, daß er die ganze Zeit arg aufgereggt war. Denken Sie doch auch mal die viele Rechnerei! Herr Doktor, ich geh einmal net davon ab: wenn ein Mensch das tut, dann ist er schon verrückt!"

„Auf dem Weg, Fräulein Settchen, kommt man dazu, jede unmoralische Tat als Ausfluß einer vorhandenen Geisteskrankheit zu erklären!“

Die beiden müssen ihr Gespräch unterbrechen, denn Sophie tobt fürchterlich. Tante Settchen fragt nur noch, ob der Herr Doktor ihren Wunsch denn wirklich beim besten Willen nicht erfüllen könne. Sie erhält von dem Arzte die Antwort, daß er noch Verschiedenes abwarten wolle. Er habe bereits mit dem Bürgermeister gesprochen. Das Gericht komme und lege Siegel an, jedenfalls werde man auch gleich Einsicht in die Bücher nehmen, und da müsse sich ja viel und Entscheidendes ergeben.

Karl, der gerade mit dem Gesellen und der Tagelöhnerin durch die Haustür kommt, hört die letzten Worte und erbleicht bis in die Lippen. Es ist ihm, als fließe alle seine Kraft im Herzen zusammen und verflüchtige dort wie ein Hauch. Er hält sich am Türpfosten. Also glaubt auch schon der Doktor an die Wahrheit der Gerüchte?

Während Karl erbleicht, errötet Tante Settchen, aber sie hat denselben Gedanken wie der Nefte: also hat der Verdacht sich schon so festgesetzt. Sie sagt jetzt nur noch:

„Ach Gott, Herr Doktor, was ein Unglück!“

„Nicht den Kopf verlieren, liebes Fräulein,“ tröstet der Arzt, „auch das heilt im Laufe der Zeit.“

Dann nimmt er seinen Hut, um zu gehen; unter der Tür stehend, spricht er noch einmal zurück:

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Fräulein Settchen, daß vernünftige Menschen Ihnen nichts anrechnen werden!“

Tante Settchen hat ihre Last mit der Kranken, die in eine Irrenanstalt soll. Aber woher das Geld nehmen? Denn Sophie wird ärmer sein als das ärmste Kind im Dorfe. Tante Settchen weiß das. Wie hoch wird der veruntreute Betrag sein? Hoch, sehr hoch wird er sein; er wird die Kautions von zehntausend Mark übersteigen. Wäre er kleiner, dann hätte der Schmied es auf andere, auf gütliche Art und Weise geregelt und hätte nicht zum Revolver gegriffen. Aber Sophie muß in eine Anstalt, vielleicht, daß sie wieder geheilt wird. Und Tante Settchen wird arbeiten, um der Nichte die richtige Pflege zu verschaffen. Sie hat der sterbenden Schwester versprochen, den Mutterwaisen eine gute und getreue Mutter zu sein. Tante Settchen wird in ihren alten Tagen bei den Bauern als Tagelöhnerin schaffen. Das ist bitter, aber einen Schwur bricht man nicht.

Die Altjungfer wird in ihren Überlegungen gestört durch die drei Leute, die aus der Küche, wo sie bis zum Weggehen des Doktors gewartet haben, ins Zimmer treten, Karl, Wilhelm und die Märgen.

Sophie starrt die Eintretenden an und schreit dann nach ihrem Vater, der wieder nicht dabei sei. Karl wendet sich der Tagelöhnerin zu und sagt:

„Märgen, bleibt Ihr einmal einen Augenblick bei dem Mäde. Man kann ja rein garnix bei ihr plaudern, und der Willem will doch meiner Tante und mir was sagen! Bleibt so lang mal hier, wir gehen in die Küch!“

Wenn Tante Settchen auch nicht des Schmiedes Frau war, der Geselle nennt sie Meisterin und sagt in der Küche zu ihr:

„Meistern, ich muß Euch und dem Karl was sagen!“

„Und was wär das, Willem?“ fragt Tante Settchen, als sie sieht, daß der Bursche in Verlegenheit gerät.

„Offen und ehrlich rausgered, ist es das: ich möcht aus Euerm Dienst austreten. Der Karl hat ja das Schmiedehandwerk doch net so gelernt, daß er seinem Vater sein Geschäft weiterführen könnt, und vorhin hat der Schmied Reinig mich drum angesprochen, ich sollt zu ihm gehen als Gesell. Wißt Ihr, Meistern, die Bäuerei (Landwirtschaft) gefällt mir doch net.“

„Na, Willem, preßiert dir das so??“ braust Karl auf. „Wo du doch bei meinem Vater gelernt hast und jahrelang Gesell bei ihm warst, hä, wie ist das??“

Tante Settchen beschwichtigt den Erregten:

„Karl, sei still und laß den Willem doch nur ruhig gehen. Was soll er denn auch bei uns noch schaffen? Er hat recht, daß er geht, wo er doch beim Schmied Reinig gleich ankommen kann.“

Zu dem Gesellen gewendet, fährt sie in ebenso ruhigem Tone fort:

„Geh du nur ganz ungeniert fort, Willem. Das ist doch ganz natürlich, daß du bei uns jekert net mehr bleiben kannst, und wenn sich dir da gleich so eine gute Gelegenheit bietet, einen Unterschlupf zu finden, ohne daß du auf die Walz zu gehen brauchst, hast du nur recht, wenn du zugreiffst!“

Im Stillen denkt sie, daß der Schmied Reinig ein rechter Schlaupf sei, indem er dem Gesellen seines einzigen kundenreichen Konkurrenten gleich eine Stelle anbiete, noch ehe dieser auf den Gedanken kommen konnte, das Geschäft seines verstorbenen Meisters selbständig weiter zu führen. Aber was geht sie das an? Sie hat mit den eigenen Sorgen genug.

„Meistern, könntet Ihr mir net auch gleich meine Papiere und mein Dienstbuch geben?“ fragt der Geselle.

„So, Willem, das kannst du auch kriegen; wart einen Moment, ich geh nauf und hol dir's!“

Sie wendet sich Karl zu, der auf die verweisenden Worte seiner Tante hin die Hände in die Hosentasche gesteckt und zum Küchenfenster hinaus auf das Scheuerdach gesehen hat, und ruft ihn an:

„Karl, du könntst mit mir naufgehen!“

„Wenn Ihr Euch fürchtet, allein nauf zu gehen, Meistern,“ wirft Willem ein, „will ich gern mit Euch gehen!“

Da wendet sich Karl scharrend herum und schnarrt:

„Das ist net nötig, Willem, wir fürchten uns vor unserem Vater net!“

Er sagt das so und denkt nicht daran, daß er seinen Fuß schon auf der untersten Treppenstufe wieder zurückgezogen hat. Der Geselle erwidert ihm:

„Karl, ich tät auch ganz gern noch mal meinen Meister sehen, eh ich aus dem Haus geh. Warum behandelst du mich auf einmal so wegwerfend? Du wirst doch begreifen, daß ich jekert überhaupt fort muß!“

„Kein Streit net, ihr zwei Buben!“ beschwichtigt Tante Settchen, „in einem Haus, wo ein Totes liegt! Also, ihr könnt ja alle beid' mit nauf gehen!“

Sie gehen zu dreien die knarrende Stiege hinauf; Willem voran, in der Mitte Tante Settchen, zuletzt Karl. Der atmet schwerer bei jedem Treppentritt.

Als der Geselle oben ist und vor der Tür des Zimmers, in dem der Schmied liegt, stehen bleibt, greift Karl nach dem Rock seiner Tante und hält sich fest. Die dreht sich um und fragt:

„Na, Karl, was hast du denn?“ . . .

Tante Settchen faßt den Burschen bei der Hand und führt ihn in die Totenstube, die Willem geöffnet hat.

Die Fenster und Läden sind geschlossen; so ist ein Halbdunkel in dem Zimmer. Durch ein Astloch in einem Fensterladen fällt ein Sonnenstreifen, von schwebenden regenbogenfarbenen Stäubchen erfüllt, herein und legt sich über das mit einem weißen Leinentuch verdeckte Bett, als ob er mit seinem hellen Finger auf den roten Fleck deuten wolle, der das weiße Tuch färbt.

Tante Settchen geht auf den Fußspitzen nach dem Fenster und öffnet es samt dem Läden zu einem schmalen Riß; es wird hell in dem Zimmer. Die beiden Burschen stehen zu Füßen des Totenlagers.

„Wollt ihr ihn auch wirklich sehen?“ fragt Tante Settchen.

Sie nicken.

Die Frau huscht nun an das Kopfende des Bettes, beugt sich darüber, faßt das Tuch, das die Leiche bedeckt, mit beiden Händen an den Zipfeln und zieht es zurück. Dabei behält sie ihren Neffen fest im Auge.

Karl schaudert ein wenig. Wie kann eine Stirn, die sonst so lebensvoll gebräunt unter dem schwarzen Kraushaar lag, auf einmal so wachsgelb werden? Und wie seltsam die Augen! Die Lider sind halb darüber gesenkt, und durch einen schmalen Schliß sieht man verglast und gebrochen, was sonst braun und oft so lustig funkelte. Und die Nase dazwischen so scharf wie ein Messerrücken. Der Blick könnte sich daran schneiden. Die Lippen sind so unbarmherzig fest aufeinander gepreßt, fast verschwinden sie unter dem dunklen Schnurrbart, der scharf absticht, gegen den gelben Untergrund der Haut. Die Arme des Toten liegen schlaff an den Seiten. Haben diese Arme wirklich einmal den schweren Schmiedehammer geschwungen?

Und was Karl jetzt sieht, jagt ihm noch stärkere Schauer über die Seele.

Hellrot stechen aus der mit halbvertrocknetem, schon ein wenig dunkel gewordenem Blut bedeckten Brust die vier kleinen Wunden, wo die Kugeln einbrangen.

Tante Settchen sagt mit gebrochener Stimme:

„Siehst du, mein lieber Bub, das ist dein Vater!“ . . .

Während Tante Settchen Fenster und Läden wieder schließt, erhebt er sich vom Boden. Wilhelm, der tief erschüttert ist und seinen Gleichmut wiederzugewinnen trachtet, sagt verlegen:

„Ihr müßt auch ein Kreuz und ein Lichtchen zu euerm Vater stellen und ein Gläschen Weihwasser mit einem Buzzweigelchen!“

„Ja, das machen wir jegert,“ antwortet Karl, „die Tante ist halt noch net dazu kommen!“

Die drei ordnen das Nachttischchen in der von dem Gesellen angeregten Weise. Weihwasser und Licht muß die Tante aus ihrem Zimmer holen, denn als sie den Finger aus dem auch über dem Bette des Schmiedes unter einem

Ecce-Homo-Bild hängenden Weihwasserkesselfchen zurückzog, war er nur mit grauem Staube bedeckt. Mannsleut geben halt nicht so viel auf fromme äußere Zeichen, denkt Tante Settchen.

Als man das Zimmer wieder verlassen will, sagt der Geselle erinnernd noch einmal: „Meistern!“ und blickt dabei Tante Settchen bedeutsam an.

„Jaso, Willem,“ antwortet die Angerufene, „du willst ja deine Papiere!“

Sie sucht in der altmodischen Schreibkommode, wühlt in dem Inhalt verschiedener Schubladen. Nach einigem Suchen nimmt sie einen Briefumschlag heraus und hält ihn in das Licht des einfallenden Sonnenstreifens, um die Aufschrift zu lesen:

„Papiere des Schmiedegesellen Wilhelm Taubert.“

„Da sind sie!“ sagt Tante Settchen und verschließt den Sekretär, wie sie dort die altmodischen Schreibkommoden nennen, wieder.

Sie gehen die Stiege hinab.

Unten im Hausgange untersuchen sie den Inhalt des Umschlages. Das Dienstbuch ist nicht darin. Nach langem Hin- und Herreden sagt Karl:

„O mein, wie kann man so dumm sein! Die Dienstbücher werden ja droben auf dem Rathhaus beim Bürgermeister aufgehoben!“

Da erwidert Tante Settchen:

„Ich muß nachher doch nauf und das Absterben vom Vater anmelden, da bring ich dir's mit, Willem und schreib dir auch ein Zeugnis hinein. So wird dir's jekert doch net pressiere!“

„Ei, nein, ich kann ja noch helfen Gummere zählen!“

Tante Settchen setzt sich auf den Stuhl, der neben dem Herde steht, zieht ihren Neffen an der Hand zu sich her an ihren Schoß und sagt zu ihm:

„Vieher Bub, ich muß jekert mal allerhand mit dir reden, denn, wie du siehst, wir zwei sind die einzigen, die bei der Hand sein können und wollen und auch bei der Hand sein müssen! . . . Darfst net schimpfen, Karl, das sind Schidungen von unserem Herrgott, die muß man stillschweigend tragen!“

Und weiter sagt sie ihm, daß, wie er aus dem Katechismus ja auch selbst wisse, dem Vater, weil er „das“ getan habe, das kirchliche Begräbnis verweigert werde, wenn der Doktor nicht bescheinige, daß der Vater das in einem Anfall von Geistesstörung getan habe. Bis jetzt sei der Arzt ja ganz und gar abgeneigt, einen solchen Schein zu schreiben und habe nur den Totenschein ausgestellt. Es sei leicht zu erraten, daß der Doktor nichts anderes abwarten wolle als die gerichtliche Untersuchung.

Karl zuckt zusammen und fragt:

„Tante Settchen, warum gerichtlich Untersuchung? Ob Mord oder Selbstmord vorliegt?“

„Nein, lieber Bub, das net, denn das ist klar, daß Selbstmord vorliegt.“

Sie schweigt ein wenig, denn es fällt ihr schwer, dem Kinde zu sagen, daß auch sie an die verbrecherische Schuld seines Vaters glaube. In ihr Schweigen drängt sich die begehrende Frage Karls:

„Wenn's das net ist, was ist es dann anders?“

„Ach Gott, lieber Bub!“

„Da sag mir's doch auch, Tante, und red aus, wenn du was angefangen hast!“
 „Na, dann horch! Im Lauf des Tags wird das Gericht noch von Worms kommen und wird alles versiegeln, weil ihr Kinder doch noch net volljährig seid. Bei dieser Gelegenheit werden auch ganz sicher die Kassenbücher revidiert und da könnt schon herauskommen, daß euer Vater net — net — net . . . net ehrlich war!“

Als Karl das hört, brüllt er wie ein zu Tode getroffenes Tier auf:

„Tante!!“

Dann ist es wieder stille. Man hört nur das Schluchzen Karls gedämpft aus dem Schoße der Frau dringen. Plötzlich springt er auf, fährt mit beiden Händen in die Haare, läuft in der Küche herum und wimmert:

„Lieb Tante Settchen, lieb Tante Settchen!“

Dann bleibt er stehen, sieht die Angerufene mit starrem Blicke an und fragt:

„Kann das wirklich wahr sein??“

„Dieber Bub, du darfst net so außer dir sein! Wir sind all Menschen, und jeder hat seine Fehler. Der eine fällt tiefer, der andere net so tief. Wenn dein Vater unrecht getan hat — Gott verzeih ihm seine schwere Schuld, wie er uns unsere kleine Sünden vergeben soll! Aber was ist groß und was ist klein?“

Karl hört mit offenem Munde zu. Er muß sich zur Aufmerksamkeit zwingen, denn seine Gedanken kreisen tausend um die Vorstellung, sein Vater sei ein Verbrecher. Als Tante Settchen ausgerebet hat, sagt er zu ihr:

„Wenn ich nur auch so denken könnt wie du, Tante. So als wenn du wüßt, wie alles zusammenhängt, und wie unser Herrgott darüber denkt!“

„Wenn du mal so alt bist wie ich, Karl, da bist du auch net mehr so leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen und nimmst's, wie's kommt. Aber jetzt will ich dir was sagen: ich geh eben auf der Stell nauf aufs Rathaus und laß den Tod vom Vater einschreiben. Heut ist Mittwoch, da ist der jung Schullehrer droben und versieht den Greffierdienst. Unter der Weil kannst du ja mal naus zum Doktor gehen und kannst ihn noch mal drum bitten, er soll uns doch so einen Schein schreiben für den Herrn Pfarrer. Steck dir auch gleich das Rezept ein, da kannst du vom Dokter aus gleich nach Worms in die Apotheke laufen!“

Sie steht auf, bindet die Küchenschürze los, hängt sie an einen Haken hinter der Tür und sucht sich unter den dort befindlichen Kleidern ihre Ausgehschürze hervor, stellt sich vor den Kleiderschrank, die Scheiben der Overtüren als Spiegel benutzend, und streicht mit der flachen Hand ordnend über ihre gescheitelten Haare. Nachdem sie auch noch ihre Schuhe abgebürstet und die Schnürriemen daran fester gebunden hat, geht sie.

(Fortsetzung folgt)

